

JOËL TAN
Im Schatten der Purpurbuche

Buch

Eigentlich mag Svea ihren Beruf als mobile Altenpflegerin, wenn da nur nicht ihre launische Chefin Frau Zwickel wäre. Zum Glück hat sie gute Freunde, und zum Glück hat sie Marc! Er ist jener Typ Mann, nach dem die Frauen die Hälse recken, und als er ihr einen Antrag macht, ist das Ja selbstverständlich. Auf dem Bremer Freimarkt will sie ihren Freundinnen die Neuigkeit verkünden. Es soll ein Spaß zur Feier des Tages sein, als die Braut in spe zum Handeln und Loseziehen bei einer seltsamen Bude überredet wird. Niemand konnte ahnen, was ausgerechnet Svea gewinnt: eine Rückführung in ein früheres Leben! Weder für Spirituelles noch für Geschichtliches hat Svea etwas übrig, doch als eines Tages etwas Unvorhergesehenes geschieht, wählt sie tatsächlich die Nummer und begibt sich in die Hände der rätselhaften Medina. Svea wird von den mittelalterlichen Bildern überwältigt. Sie erlebt eine verbotene Liebschaft mit einem Mann, der sie auch nach der Rückführung nicht mehr loslässt. Wenig später muss sie mit ansehen, wie ihr Job, ihre Freundschaften und ihre Beziehung plötzlich Kopf stehen, bis sie begreift, dass es Zusammenhänge gibt zwischen ihrem früheren Leben und heute.

Autorin

Joël Tan wurde 1982 in Bremen geboren. Sie studierte Medien und Information an der Hochschule für Angewandte Wissenschaften Hamburg und arbeitete vor, während und nach dieser Zeit in verschiedenen Verlagshäusern und Medienunternehmen. Als Zweitälteste von sieben Kindern, und Teil der darin enthaltenen beiden Zwillingspaare, lernte sie das turbulente Leben in einer Großfamilie kennen. Heute lebt sie mit ihrem Mann, ihren Töchtern und zwei Pferden im Hamburger Norden.

Weiter Informationen finden Sie unter:

www.blanvalet.de

www.joeltan.de

Von Joël Tan bei Blanvalet bereits erschienen:

Die Frau des Ratsherrn (37689) · Die Tochter des Ratsherrn (38047) ·
Das Vermächtnis des Ratsherrn (38198)

Joël Tan

**Im Schatten
der Purpurbuche**

Roman

blanvalet



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Originalausgabe Juli 2015 bei Blanvalet Verlag,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © 2015 by Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur

Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen

Umschlaggestaltung: © Johannes Wiebel | punchdesign,
unter Verwendung von Motiven von Shutterstock.com

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

LH · Herstellung: sam

Printed in Germany

ISBN: 978-3-7341-0117-5

www.blanvalet.de

Für Mama

Die Liebe einer Mutter teilt sich nicht zwischen
den Kindern, sie vervielfältigt sich.

KAISERIN MARIA THERESIA

DRAMATIS PERSONAE

*Es folgt eine Aufstellung der wichtigsten Figuren, wobei die historisch verbürgten Personen mit einem * gekennzeichnet sind.*

Gegenwart

Alheid von Clawen	Sveas Patientin
Emanuela Benson/Medina	Spirituelle
Bero Haghene	Sohn von Richenza
Marc Sievers	Verlobter von Svea
Pia Schweizer	Freundin von Svea
Regine Zwickel	Vorgesetzte von Svea und Tilli
Richenza Haghene	Sveas Patientin
Svea Michel	Verlobte von Marc
Tjalda Faas	Freundin von Svea

Mittelalter

Adelheid von der Hagen*	Tochter von Brüning I. von der Hagen
Alvericus van Orthentorpe*	Vogt des Klosters Ebstorf, Vater von Hermann Cluving

Brüning I. von der Hagen*	Ritter, Vater von Adelheid von der Hagen, Herr von Wunnehagen
Hermann Cluving*	Ritter, Ehemann von Adelheid, Herr von Cluvenhagen
Minna	Geliebte von Brüning
Sophie von der Hagen*	Mutter von Adelheid, Ehefrau von Brüning

PROLOG

Daverden, anno 1219

Als der Geistliche, der zwischen Adelheid und ihrem Bräutigam stand, sie zum *dextrarum iunctio* aufforderte, reichten sie beide ihm die Hände. So, wie es Sitte war, legte er die Rechte der Frau nun in die rechte Hand des Mannes.

Scheu blickte Adelheid auf das platt getretene Gras zu ihren Füßen. Sie atmete tief durch, um Mut zu schöpfen, und hob erst dann wieder den Kopf. Da sie nicht wagte, den Umstehenden in die Gesichter zu schauen, schweifte ihr Blick zu dem Brauttor, vor dem ihre Trauung stattfand. Erst nach dem Kuss würden sie alle in die Kirche eintreten, um anschließend gemeinsam die Messe zu feiern.

Die lateinischen Worte *annulus pronubus* drangen an ihr Ohr. Bislang hatte sie diese nur auf anderen Hochzeiten vernommen, vom Rande des Geschehens aus. Immer an genau dieser Stelle, wo der Bräutigam seiner Braut den Ring ansteckte, war der drängende Wunsch über sie gekommen, auch bald an der Reihe zu sein. Obwohl Adelheid erst fünfzehn Lenze zählte, war sie bereit; auf nichts sonst hatte man sie schließlich ihr ganzes bisheriges Leben vorbereitet. Einfach alles, was man sie gelehrt hatte, diente dem späteren Führen einer Burg an der Seite eines Ritters sowie der Rolle als Mutter von hoffentlich vielen Söhnen. Das war ihre Bestimmung,

und heute, wo der entscheidende Moment gekommen war, durfte nichts schiefgehen. Aller Augen waren auf sie gerichtet – oder, besser gesagt, auf diesen einen Finger!

Wie kalt und fremd sich das Gold beim Überstreifen anfühlte, dachte Adelheid für sich und betrachtete den Ring. Sein Glanz bildete einen eigenartigen Kontrast zu ihrer blässen Haut und diesem grauen Tag. Wie lange es wohl dauern würde, bis sie sich daran gewöhnt hatte?

Ihre Hand zitterte unentwegt. Aufregung, Erleichterung, aber auch Angst tobten seit dem Morgen abwechselnd in ihr und machten sie kurzatmig. Im Augenwinkel vernahm sie den stets so strengen Blick ihrer Mutter Sophie von der Hagen, die sie heute in aller Herrgottsfrühe zusammen mit den Mägden angekleidet und frisiert hatte. Obwohl Adelheid viel darum gegeben hätte, während der Prozedur noch ein letztes Mal ihre Gedanken sammeln und ebenso die Aufmerksamkeit der anderen Frauen genießen zu dürfen, war es dazu natürlich nicht gekommen. Sophie hatte die Gelegenheit genutzt, um ihrer einzigen Tochter nachdrückliche Weisungen zu erteilen: Sie solle nur sprechen, wenn der Priester sie dazu aufforderte, nicht dümmlich grinsen, doch auch nicht mürrisch gucken. Ihre Haltung sollte gerade sein, aber ohne jeden Stolz, das wäre eine Sünde! Unaufhörlich hatte sie ihr dabei in die Wangen gekniffen, die jetzt noch schmerzten und feuerrot waren. Vor allem sollte sie ihrem Gatten nämlich gesund und gebärfähig erscheinen.

Adelheid schwirrte der Kopf. Ihr war unwohl im Bauch. Sie wollte ja all die Dinge beachten, aber seit sie vor dieser Kirche stand, fühlte sie sich bereits damit überfordert, gleichzeitig stehen und atmen zu müssen. Sie war es nicht gewohnt, dass so viele Blicke auf ihr ruhten.

Während der Priester die Trauhandlung weiter vornahm,

indem er einen Psalm aufsagte, kehrte der Schwindel, der eigentlich schon fast wieder abgeklungen war, plötzlich zurück. So heftig, dass sie glaubte, auf der Stelle umzufallen. Adelheid schwankte kaum merklich, doch sie kämpfte dagegen an. Das durfte einfach nicht passieren! Ihre Familie wäre vor all den Gästen bloßgestellt. Sie sah bildlich vor sich, wie ihrer Mutter lange Reißzähne wuchsen, mit denen sie ihr vor Wut den Kopf abbiß. Schnell rief sie sich den Ratschlag einer Magd in Erinnerung, wackelte kräftig mit den Zehen und atmete ruhig weiter. Langsam, aber allmählich schwand die Unpässlichkeit, und kurz darauf konnte sie den hämmernden Herzschlag wieder in ihren Gliedern spüren.

Nein, nein, nein, dachte Adelheid im nächsten Augenblick. Es war schon wieder passiert: Sie hatte sündige Gedanken gehabt, und das auch noch *in facie ecclesiae* – in Gegenwart einer Kirche, auf einer Hochzeit, *ihrer* Hochzeit! Heiliger Vater, vergib mir, flehte sie inbrünstig in Gedanken und schloss kurz die Augen. Es war ihre Christenpflicht, die Eltern zu ehren, doch bei ihrer Mutter fiel ihr das von Zeit zu Zeit schwer. Nicht so bei ihrem Vater, den sie aufrichtig liebte. Als sie die Augen wieder öffnete, war jedoch kein Blitz vom Himmel gefahren, wie ihre Mutter es oft prophezeite. Stattdessen geschah etwas anderes.

Adelheid sah den Mann zu ihrer Rechten verstohlen an. Zunächst nur sein Profil, die große Nase und das kantige, bärtige Kinn. Da wandte auch er ihr den Blick zu und schenkte ihr ausgerechnet in diesem Moment sündigster Gedanken ein kurzes Lächeln. Es kam so unverhofft, dass es Adelheid Zuversicht schenkte. Unwillkürlich lächelte sie zurück – und grinste dabei auf jene Weise dümmlich, wie ihre Mutter es ihr eigentlich verboten hatte.

Wie es schien, war er zufrieden mit ihrem Verhalten, und

nur darauf kam es jetzt mehr an! Es war eine plötzliche Erkenntnis, die sich ihr aufdrängte, und sie schmeckte süß wie Honig und wohligh wie warmer Würzwein. Hatte sie diesen Platz vor dem Gotteshaus eben noch als Jungfer in den Fängen ihrer Mutter betreten, würde sie ihn gleich als Ehefrau verlassen. Ihre Stellung war dann eine andere, und sie brauchte nicht länger zu fürchten, was Sophie von der Hagen dachte – nie mehr! Fortan bestimmte dieser Mann über Recht und Unrecht ihres Verhaltens, und obwohl sie bloß von einer Herrschaft zur anderen übergeben wurde, fühlte es sich dennoch an wie Freiheit. Nun blieb Adelheid nur zu hoffen, dass ihr Gemahl, der schon viele Jahre in den Diensten ihres Vaters stand, den sie aber trotzdem kaum kannte, wirklich über jenes gutherzige Wesen verfügte, das sich jede jüngst vermählte Frau wünschte. Bald schon, wenn sie gemeinsam auf der Burg lebten, die seit geraumer Zeit auf dem Grund und Boden ihrer Mitgift errichtet wurde, würde sie die Antwort wissen.

Hermann Cluving schaute von der zitternden Hand seiner Braut, an der jetzt ein Goldring steckte, zu ihrem Gesicht. Ihre Haut wirkte blass, ebenso wie ihre Lippen. Nur ihre Wangen glühten in einem seltsam kräftigen Rot. Hermann wusste, dass die Weiber sich dort immer kniffen – und manches Mal sogar ihr eigenes Blut darauf verteilten. Zufällig hatte er es mal mit angesehen. Seitdem war ihm dieses groteske Bild nicht mehr aus dem Kopf gegangen. Er bevorzugte es, wenn das Gesicht einer Frau ebenmäßig blass war. Vielleicht würde er sie eines Tages darum bitten, das Kneifen und das Blutverteilen zu unterlassen.

Während er diese Gedanken hegte, wurde ihm plötzlich bewusst, dass er Adelheid noch niemals so nahe gewesen war

wie in diesem Augenblick. Auf der Burg ihres Vaters hatte er sie zwar schon viele Male oben an der Luke des Turms stehen sehen und auch einige Male im großen Saal, jedoch immer umringt von ihren zahlreichen Damen. Erst vor Kurzem, nachdem er angefangen hatte, um sie zu werben, und sich mit ihrem Vater schließlich über Mitgift, Brautgabe und Morgengabe einig geworden war, hatte sie sich ihm kurz in voller Gänze zeigen und mit ihm sprechen dürfen. Wie es sich gehörte, blieb ihr Blick dabei die meiste Zeit gesenkt. Und gleich nachdem sie ein paar höfliche Belanglosigkeiten ausgetauscht hatten, war sie mit einem Knicks und einem Gruß wieder verschwunden. Selbst dem darauffolgenden Umtrunk im Rahmen der Verlobung, bei dem auch der Handschlag zwischen ihrem Vater und ihm stattgefunden hatte, hatte sie nur wenige Augenblicke beigewohnt. Jetzt sah Hermann sie zum ersten Mal wirklich, nahm ihr Antlitz bewusst wahr, und er erblickte ein Paar große Augen in einer schwer zu deutenden Farbe. War es grün oder eher blau? Vielleicht beides. Jedenfalls passten sie zu den Blumen in ihrem Haarkranz ebenso wie zu dem edlen Kleid, das sie trug. Jede Handbreit zeugte von ihrer edlen Herkunft, das gefiel ihm – auch wenn ihre Ansehnlichkeit für seine Zwecke absolut unbedeutend war.

Hermann löste den Blick von Adelheid und dem Geistlichen und ließ ihn kurz über die Menge der Hochzeitsgesellschaft gleiten. Der Platz vor der Kirche war voll mit hochrangigen Männern und Frauen des Landes. Bremische und welfische Ministerialen, darunter die Familien seiner Brüder Hildemar, Alveric und Gerhard, die sich nun Schucke und Schleppegrell nannten, und deren fast schon sündig schöne Halbschwester Minna, die Gott in seiner unendlichen Weisheit zum Ausgleich humpeln ließ. Sie alle wollten dabei sein, wollten teilhaben an

dem Moment, in dem zwei der einflussreichsten Familien des Landes sich verbündeten, um den Grundstein für eine nächste, noch mächtigere Generation zu legen.

Wie sehr wünschte Hermann in diesem Augenblick, sein Vater Alvericus van Orthentorpe, der Vogt des Klosters Ebsdorf, wäre zugegen und könnte sehen, dass sein ungeliebter letzter Sohn aus zweiter Ehe weder seines Zuspruchs noch seiner Empfehlung mehr bedurfte. Doch er war mittlerweile zu krank, um zu reisen, was ihm dieses eine Mal mit Sicherheit gelegen kam. Hermann hatte dennoch dafür Sorge getragen, dass sein alter Herr das Ereignis nicht würde aus seinen Gedanken verdrängen können. Schon gestern war aus diesem Grunde ein schneller Reiter losgeschickt worden, der die Anweisung mit sich trug, den Brief mit der frohen Botschaft über die Vermählung genau zur Zeit der Trauung zu übergeben – also jetzt, in diesem Augenblick! Welch ein labender Gedanke.

Mit einer apostolischen Geste vertrieb der Geistliche plötzlich jede Ablenkung aus Hermanns Kopf und ließ ihn seine Aufmerksamkeit nach oben richten. Er hatte die Hände weit über sein Haupt und das seiner Braut erhoben und sprach dabei eine letzte Oration. Als seine Worte verklungen waren, legte sich ein feierliches Schweigen über die Szenerie. Besonnen griff der Kirchenmann zu einer Schale mit geweihtem Wasser und besprenkelte das Brautpaar damit. Es war so gut wie getan.

Hermann wurde von einem wunderbaren Gefühl erfasst. Gleich, wenn der Priester sie in die Kirche führte, um die Brautmesse zu feiern und die Segensgebete zu sprechen, waren sie vor Gott verbunden, und niemand auf dieser Erde konnte ihm das, was mit diesem Bund einherging, dann noch nehmen.

Wie aus weiter Ferne vernahm er die Aufforderung zum Brautkuss. Hermann blickte zur Seite und sah zu Adelheid, die mit einem Mal irgendwie verändert wirkte. Er trat näher an sie heran, legte ihr sanft die Hand auf die Wange und küsste ihre Lippen. Dann gestattete er sich ein breites und zufriedenes Grinsen. Jetzt konnte er es sich erlauben. Er hatte es tatsächlich geschafft: Das größte Ziel der vergangenen Jahre war mit dieser Vermählung erreicht. Ein langer Weg lag hinter ihm, aber ab heute würde nichts mehr sein wie zuvor.

Nach der Messe trat die jüngst vermählte Adelheid neben ihrem Gemahl aus der Kirche – dicht gefolgt von dem Geistlichen und den übrigen Gästen. Hier wurde sie gleich doppelt überrascht: zuerst vom Sonnenschein, der sich endlich gegen den Nieselregen durchgesetzt hatte, dann von unzähligen Hirsekörnern, die aus allen Richtungen herbeigeflogen kamen und auf sie und Hermann niederprasselten. Es war unmöglich zu entkommen, darum ließen beide es einfach mit sich geschehen. Immer wieder griffen die umstehenden Frauen mit vollen Händen in die Getreidesäckchen, so lange, bis alles um sie herum mit dem Inhalt bedeckt war.

Adelheid lachte laut auf, zog die Schultern hoch und hielt sich die Hände vors Gesicht. Sie hatte sich so sehr gewünscht, dass man Hirse werfen würde; in ihrem Fall keine Selbstverständlichkeit! Alle Anwesenden, die das strenge Wesen Sophie von der Hagens kannten, wussten nur zu gut, dass ihr ein solch kindisches Verhalten wie dieser bäuerliche Fruchtbarkeitsritus zuwider war. Doch der Braut zuliebe taten sie es dennoch und zeigten Adelheid somit, dass sie nun zur Frau geworden war. Sophies entrüsteter Blick, als sich sogar ihr Gemahl eine Handvoll Hirse griff, war für Adelheid ein zusätzlicher Spaß.

Nur langsam legte sich das ausgelassene Gelächter. Erst als es vor der Kirche aussah, als hätte es geschneit, hielten sie inne und gewährten dem Paar, dass es sich gegenseitig die Körner vom Leib klopfte.

Schnell war die Braut von Frauen umringt, die sie umarmten und beglückwünschten.

Auch der Bräutigam erhielt gute Wünsche und dazu ein paar grobe, zumeist anzügliche Sprüche zur anstehenden Hochzeitsnacht. Er nahm sie mit einem Augenzwinkern entgegen – jedenfalls so lange, bis sich ihm eine Hand von hinten auf die Schulter legte.

»Schwiegersohn!« Brüning sprach das eine Wort bedeutungsschwer aus.

Hermann drehte sich um und sah in das Gesicht seines Dienstherrn. Die anderen Männer ließen sie allein.

»Schwiegervater«, erwiderte er in dem gleichen, etwas unnatürlich klingenden Ton.

»Es wird wohl noch eine Weile dauern, bis ich mich an diese Anrede gewöhnt habe«, gestand der Ritter.

Auch Hermann legte jetzt eine Hand auf die Schulter seines Gegenübers. Es war eine freundschaftliche Geste zwischen Männern eines einstmals ungleichen Standes. »Mir wird es ebenso gehen. Es sei uns beiden im Vorwege verziehen.«

»So sei es«, bejahte Brüning und verharrte in dieser Haltung. »Ich frage mich immer wieder: War es nicht erst gestern, da dein Vater dich zu mir nach Wunnehagen geschickt hat, damit ich dich eines Tages zum Ritter mache?«

Der Jüngere lachte kurz auf und schüttelte dabei den Kopf. »Wirst du jemals etwas anderes in mir sehen als den dürren, unwissenden Jungen von einst? Meine Schwertleite liegt

schon über zehn Jahre zurück. Ich bin jetzt der Gemahl deiner Tochter. Ein Ritter. Ein Burgherr – bald!«

»Wie wahr, wie wahr...«, sagte Brüning in sich gekehrt. »Hab Nachsicht mit einem Vater, der gerade seine einzige Tochter hergegeben hat und sich deshalb alt fühlt. Gewähre mir noch etwas Zeit.«

»Auch wenn es nahezu undenkbar erscheint: Ich gebe die Hoffnung nicht auf, dass der Knappe in deinem Kopf eines Tages doch noch zum Manne werden darf.«

Der Herr über Wunnehagen lachte über die Worte seines Schwiegersohns und auch über seine eigenen törichten Gedanken. Obwohl Hermann sich in den letzten Jahren vielfach als Mann bewiesen hatte, tat sich Brüning schwer damit, in ihm wirklich etwas anderes zu sehen als das Kind, das Alvericus van Orthentorpe vor nunmehr siebzehn Jahren zu ihm geschickt hatte. Sein Herz und sein Verstand waren sich in der Vergangenheit oft uneins gewesen; einer von beiden hinkte dem anderen stets hinterher.

»Eines Tages wird es mir gelingen«, behauptete der Ritter, um Hermann die Aussicht auf Besserung zu geben. »Und wenn es erst der Tag meines Todes ist!«

»Lass uns nicht von so etwas sprechen. Nicht heute, an einem solchen Freudentag. Der Tag deines Todes wird für mich ein schwarzer Tag sein, du bist mir schließlich wie ein Vater. Der einzige Vater, den ich je hatte.«

»Versündige dich nicht an diesem heiligen Ort«, antwortete Brüning halbherzig tadelnd.

Hermann zog die Hand zurück und wandte sich um, so dass sein Blick auf Adelheid fiel, die inmitten der lachenden Frauen stand. »Danke, dass du sie mir gegeben hast. Adelheid wird mir Söhne schenken, ich spüre es, Brüning.«

»So Gott will«, sagte er nickend.

»Ich weiß, jeder Mann im Land hätte deine Tochter mit Freuden geehelicht. Und einige von ihnen hätten sogar eine weit bessere Verbindung dargestellt.«

»Das stimmt! Und doch ist meine Wahl auf dich gefallen, obwohl nicht alle damit glücklich waren. Enttäusche mich also nicht.« Es waren keine weiteren Worte nötig, um klarzumachen, dass Brüning von seiner Gemahlin sprach. Sophie von der Hagen machte keinen Hehl daraus, dass sie diese Hochzeit nicht für standesgemäß hielt. Sein Schwiegersohn würde sich in Acht nehmen müssen, wenn er nicht wollte, dass die Gottesfürchtige ihn eines Tages zu stürzen versuchte. Schon immer hatte sie verstanden, ihre Interessen durchzusetzen. Doch dieses eine Mal war Brüning standhaft geblieben, was zu wochenlangem Unfrieden zwischen ihm und seiner Gemahlin geführt hatte.

»Ich weiß zwar nicht, wie du sie überredet hast, aber ich danke dir dafür. Von ganzem Herzen.«

Der Brautvater lächelte jetzt, wie so oft. Die kleinen Fältchen in seinen Augenwinkeln bewiesen das. Er war das Gegenteil der launischen Sophie. »Ja, ich habe tatsächlich Blut und Wasser geschwitzt. Ein Dank ist durchaus angemessen.«

Beide Männer lachten und warfen verstohlene Blicke zu Sophie von der Hagen, die sich gerade mit dem Geistlichen unterhielt. Trotz ihres fortgeschrittenen Alters war sie noch immer wunderschön und anmutig, was Brüning oft für ihre harsche Art entschädigte.

»Nimm es ihr nicht übel, Hermann. Mütter streben stets das Beste für ihre Töchter an, und das ist sicherlich gottgewollt.«

»Eine Eigenschaft, die uns Männern viele graue Haare beschert. Noch ein Grund mehr, sich Söhne zu wünschen.«

Jetzt schaute Brüning zu seiner Tochter. Sein Herz wurde plötzlich schwer. Das Gefühl, Adelheid am heutigen Tage

für immer verloren zu haben, lastete auf ihm. Sein einziger Trost war, dafür gesorgt zu haben, dass sie in seiner Nähe blieb. Hermann hatte recht gehabt mit seiner Einschätzung: Jeder heiratsfähige Mann hätte Adelheid, und vor allem ihre großzügige Mitgift, gern genommen. Doch Brüning hatte sich mit Grund für Hermann entschieden, und jener Grund hatte schlussendlich auch Sophie überzeugt. Bei seinen nächsten Worten wirkte seine Stimme verändert. Sie klang beinahe verletzlich. »Sei ihr ein guter Gemahl, Hermann. Ich bitte dich von Herzen. Du weißt, sie ist mein Ein und Alles!«

Hermann setzte zu einer Erwiderung an, doch er bekam keine Gelegenheit dazu.

Mit einer energischen Handbewegung forderte Brüning einen der Knappen auf: »Mein Pferd!« Die übliche Stärke in der Stimme des Ritters war zurückgekehrt – beinahe so, als wären ihm seine vorigen Worte unangenehm. Er wandte sich Hermann zu. »Lass uns endlich in Augenschein nehmen, was du auf dem Land von Adelheids Mitgift hast erbauen lassen – auf *deinem* Land! Ich habe jedem, der mir davon berichten wollte, mit dem Schwert gedroht, damit die Überraschung für mich vollkommen ist.«

»Ja, lass uns reiten, Brüning«, antwortete Hermann voller Vorfreude. »Ich will dir beweisen, dass du deine Großzügigkeit nicht an mich verschwendet hast. Die Burg ist fast vollendet, und das Mahl zu Ehren deiner Tochter könnte Könige zufriedenstellen.«

Inmitten der gesamten Hochzeitsgesellschaft bestieg auch Adelheid ihr Pferd. Es tänzelte aufgeregt und schnaubte, was sie jedoch nicht einschüchterte. Mit einem leichten Schenkeldruck trieb sie es an die Seite ihres Gemahls, wo von nun an

ihr Platz war. Dieser schenkte ihr einen kurzen, verheißungsvollen Blick.

»Freut Euch, Gemahlin. Die Burg, die ich für uns bauen ließ, wird Eure Erwartungen übertreffen.«

»Daran habe ich keinen Zweifel.«

»Dann führe ich Euch jetzt heim.«

Nebeneinander galoppierend verließen sie die Ebene vor der höher gelegenen Kirche. Die Hochzeitgesellschaft folgte ihnen in respektvollem Abstand. Erst als die Landschaft es einforderte, verlangsamten sie das Tempo, ritten im Trab durch ein Waldgebiet und durchquerten schließlich im Schritt das sumpfige Flussland der Aller – immer weiter gen Nordwesten.

Adelheid kannte den Weg zum Land ihrer Mitgift seit ihrer Kindheit. Es lag unweit der heimatlichen Burg ihrer Eltern, bloß abgetrennt durch das Wasser der Aller. Sie war lange nicht hier gewesen, und nun wurde ihr deutlich, wie sehr sich alles verändert hatte. Zig abgeholzte Bäume, von denen nur noch die Stümpfe mit ihren hellen Oberflächen zu sehen waren, erstreckten sich über viele Mannslängen. Ein eindrucksvolles Bild, das sich den Reitern bot, bezeugte es doch, welcher Aufwand nötig gewesen war, um jene Burg zu errichten, deren Anblick sie alle mit Spannung erwarteten. Eine letzte Baumreihe, die man ringförmig um die Feste stehen gelassen hatte, versperrte ihnen noch die ungehinderte Sicht. Ungeduldig drängten die Männer und Frauen durch die Stämme hindurch, um dann die Pferde zu zügeln.

Als auch der letzte unter ihnen zum Stehen gekommen war, konnte man nur mehr das Klirren des Zaumzeugs und das Geräusch von knirschendem Leder vernehmen. Keiner sprach ein Wort. Alle starrten auf das Bauwerk. Es war auf drei Inseln verteilt, um die jeweils ein breiter Wassergraben

lag. Zugbrücken verbanden sie miteinander, und hohe Pali-
saden schützten sie von außen. Bedrohlich und schwer einzu-
nehmen, das waren wohl die Worte, die den meisten Anwe-
senden bei diesem Anblick in den Sinn kamen.

Hermann sah zu Adelheid, die die ganze Zeit über nicht
von seiner Seite gewichen war. »Ich heiße Euch willkommen,
Gemahlin. Gefällt Euch die Burg?«

Adelheid wollte etwas sagen, aber sie war einfach sprach-
los. Wie hatte er es nur geschafft, in der Kürze der Zeit ein
solches Bollwerk errichten zu lassen? Fast schien es, als wäre
es ohne Zauberei unmöglich. Ihr Blick legte sich auf den
Wohnturm der Burg, der demjenigen, welcher noch heute
Morgen ihr Zuhause gewesen war, bis aufs Letzte glich. Jede
Kleinigkeit stimmte überein, angefangen beim Stein über
die schmalen Luken, die geschwungenen eisernen Aufhän-
gungen der Tür bis hin zu den Schindeln des Dachs. Nur
zeigte sich dieser Turm ungefähr doppelt so groß wie jener in
Wunnehagen. Erstaunt sah sie in sein Gesicht. »Der Turm.
Ihr habt...«

»Ich wollte, dass Ihr Euch heimisch fühlt«, ließ er sie wis-
sen und erklärte damit die Gleichheit der Bauten. Der Aus-
druck in seinem Gesicht sagte aber noch etwas anderes: Ab
heute, Brüning von der Hagen, wirst du mich ernst nehmen
müssen!

Unweigerlich suchte Adelheid den Blick ihres Vaters. Was
würde er davon halten? Die Ähnlichkeit der Burg konnte ein
Zeichen der Ehrerbietung sein, aber auch eine Herausforde-
rung. Brüning jedoch hatte eine gelassene Miene aufgesetzt.
Adelheid kannte diesen Blick und wusste sogleich die Ant-
wort auf ihre Frage: Ihr Vater hatte es nicht darauf ankom-
men lassen und wusste längst Bescheid. Gewiss hatte er zu-
vor seine heimlichen Kundschafter ausgesandt. Wäre er mit

dem Aussehen der Burg nicht einverstanden gewesen, wäre sie wahrscheinlich längst auf wundersame Weise in Flammen aufgegangen! So viel er auch lachte und so freundlich er sich auch gab, der Mann hinter diesem Lächeln ließ nicht zu, dass man ihn übervorteilte. Und er bekam immer, was er wollte. So konnte Adelheid davon ausgehen, dass alles, was um ihn herum geschah, so war, wie er es wünschte. Sie entspannte sich wieder.

Hermann hob jetzt die Hand, um zu bedeuten, dass er zu allen zu sprechen gedachte. »Hört mich an«, rief er laut über die Köpfe der Anwesenden hinweg. »Ich habe heute auf meine Burg geladen, um die Ankunft meiner wunderschönen Braut zu feiern. Keine Mühen wurden gescheut, mit dem Bau so schnell wie möglich voranzukommen, um Euch Herren und Damen an diesem Tage, und für so lange es Euch beliebt, eine behagliche Unterkunft zu bieten. Lasst uns nun in die warme Halle gehen, wo uns bereits ein Feuer erwartet, auf dass das Bier und der Wein in Strömen fließen mögen. Lasst uns tanzen nach den Klängen schneller Musik und trinkt uns gut zu ...« Hermann schaute nun zu Adelheid und fuhr fort, »... damit wir heute schon einen Erben zeugen für diese Burg, die ich nach mir, Hermann Cluving, und nach der Heimat meiner Braut, Wunnehagen, benenne: Cluvenhagen!«

TEIL I

Bremen und Umland
Auf den Spuren der Purpurbuche

1

Heute war wieder mal einer dieser Tage, an denen Svea das Gefühl hatte, die Minuten liefen doppelt so schnell. Obwohl es erst früh am Morgen war, ahnte sie schon jetzt, dass ihr Zeitplan an diesem Freitag nicht mehr aufgehen würde. Es genügte, dass ihr erster Patient – der alte und verwirrte Herr Precht – sich mal wieder nicht waschen und anziehen wollte. All ihre Überredungskunst war nötig, um so liebevoll und schnell zum Ziel zu gelangen wie möglich.

Ausgerechnet heute, wo sie doch pünktlich Feierabend machen musste, da Marc und sie verabredet waren. Sie hatten ihren fünften Jahrestag, und Svea freute sich schon auf einen romantischen Abend in einem Restaurant, von dem sie nur die Adresse wusste. Marc hatte es beschrieben mit den Worten: Du wirst es lieben! Daraufhin hatte sie ihm versprechen müssen, nicht im Internet nachzuschauen. Es sollte eine Überraschung bleiben, wohin genau es ging. Gerade hatte es allerdings den Anschein, als würde sie es nicht schaffen, überhaupt vor Schließung der Küche Feierabend zu machen. Es wäre nicht der erste Tag in ihrem Job als mobile Altenpflegerin mit unerwarteten Überstunden.

Nachdem Svea den Krankheitsverlauf in der Patientenmappe notiert hatte – eine nicht enden wollende Schreibarbeit, die ihr wahrlich lästig war –, packte sie hastig ihre Tasche und verabschiedete sich von der freundlichen Frau

Precht, die im Gegensatz zu ihrem Mann immer so dankbar für ihre Dienste war. Svea bemühte sich, stets ein paar persönliche Worte zum Abschied zu finden, trotz allen Zeitdrucks und Stresses. Irgendwie hatte sie das Gefühl, ihren oft einsamen Kunden das schuldig zu sein. »Bis morgen. Genießen Sie das Wetter, Frau Precht.«

»Das werde ich, Frau Michel. Später, wenn die Sonne rauskommt, mache ich die Fenster weit auf, dann kann mein Werner seine geliebten Vögel hören.«

»Das ist eine gute Idee. Und dazu eine schöne Tasse Kaffee. Aber keine Süßigkeiten!«, verbot Svea mit erhobenem Finger.

»Nein, nein. Nur Diabetiker-Kuchen.«

»So ist's recht.« Als die alte Dame sich mühsam erheben wollte, sagte Svea schnell: »Ich finde allein nach draußen. Bleiben Sie bitte sitzen.« Sie gab Frau Precht die Hand und schulterte ihre schwere Tasche. Ein letzter warmherziger Blick von ihr ließ das Gesicht der Frau erstrahlen.

Flinken Schrittes verließ Svea das Siebzigerjahre-Gelbklinkerhaus, von denen sie manchmal zehn am Tag besuchte, und verstaute ihre Tasche auf dem Beifahrersitz ihres kleinen weißen Fiat Punto, der auf allen Seiten mit den Worten *Privater häuslicher Senioren- und Pflegedienst Hand in Hand* beschriftet war. Auf dem Dach befand sich das Logo des Betriebs – in plastischer Form: zwei ineinander verschlungene Hände, die förmlich aus dem Dach wuchsen. Svea fand dieses Firmensymbol bescheuert. Es erinnerte sie eher an zwei Männer, die Armdrücken machten, und nicht an die Verbildlichung eines Pflegedienstes.

Sie umrundete den Wagen und stieg ein. Hier nahm sie ihren Dienstplan zur Hand, den sie immer morgens in der Zentrale bekam, und studierte ihn das erste Mal in aller

Gründlichkeit. Da sie bloß eine Springerkraft war und keine fest angestellte Altenpflegerin, hatte sie meistens jeden Tag eine andere Route und nur selten dieselben Kunden. Man setzte sie eben dort ein, wo sie gebraucht wurde – sei es, weil eine Schwester Urlaub hatte, eine andere krank war oder weil es plötzlich unerwartet viele Patienten zu versorgen galt. Die Gegebenheiten waren so unstet wie ihre Einsatzzeiten. Manchmal arbeitete sie viele Stunden ohne Pause, und an anderen Tagen hatte sie am frühen Nachmittag bereits Feierabend. Diese Art der Arbeit war nach den vielen Jahren im Krankenhaus, wo sie ihre Ausbildung gemacht hatte, eine wunderbare Abwechslung. Noch heute war sie ihrer besten Freundin dankbar, denn Tilli, die eigentlich Tjalda hieß, hatte ihr die Stelle als Springer bei *Hand in Hand* verschafft. Tilli selbst war schon lange in dem Unternehmen angestellt, und so kam es, dass sie heute wieder Kolleginnen waren wie früher bei der Ausbildung im Krankenhaus, wo sie sich auch kennengelernt hatten. Scheinbar sollte es einfach so sein.

Doch sosehr Svea ihre selbstständige Arbeit auch mochte, für sie war dennoch klar, dass diese Stelle keine Lösung auf Dauer war. Zum einen konnte sie nicht wirklich gut mit Geld umgehen – und ein unregelmäßiges Gehalt machte diese Tatsache noch schwieriger –, und zum anderen war da noch Frau Zwickel. Die Einsatzleiterin, die auch die Dienstpläne schrieb, schikanierte Svea vom ersten Tag an und ließ keine Gelegenheit aus, ihr zu zeigen, dass sie sie nicht mochte. Anfänglich waren es bloß subtile Sticheleien bei den Teamsitzungen gewesen, mit der Zeit ging diese Abneigung aber deutlichere Wege. Svea brauchte bloß einen Blick auf ihren aktuellen Plan zu werfen: *Transfer aus dem Bett, Grundpflege, Gummistrümpfe anziehen...* Das meiste waren Tätigkeiten, die man ebenso einer ungelernten Kraft hätte geben

können – dabei waren examinierte Krankenschwestern, wie sie eine war, eigentlich nicht für solche Dinge zuständig. Unnötig zu erwähnen, dass dahinter Absicht steckte.

Mindestens ebenso engagiert war die Einsatzleiterin, wenn es um die tägliche Route ging. Natürlich konnte man ihr wie immer nichts nachweisen – schließlich mussten gewisse Patienten, wie beispielsweise Diabetiker, zuerst am Tag behandelt werden, ganz gleich, wie weit voneinander entfernt sie wohnten. Und doch ließ Svea das Gefühl nicht los, dass diese Frau besondere Mühe darauf verwendete, ihr eine außergewöhnlich weite Strecke zu basteln. Oft kostete sie der wirre Weg durch Bremen eine Menge Extrazeit. Zeit, die sie ganz besonders heute nicht hatte.

Svea ließ den Wagen an, damit ihr Navigationsgerät ansprang. Während sie die Adresse eintippte, murmelte sie sie leise vor sich hin. »V e r e n m o o r ... Nie gehört. Wo ist das denn?« Als die vorgeschlagene Route auf dem Bildschirm erschien, konnte sie sich ein Fluchen nicht verkneifen. »Ganz bei Lilienthal? Das gibt es doch gar nicht. So ein verdammter Mist!« Svea schaute auf die Uhr. Es war schon neun, und das Navigationsgerät sagte, dass ihre Fahrt von Huckelriede bis zum Ziel bei aktueller Verkehrslage fünfunddreißig Minuten dauern würde. Doch alles Ärgern nützte nichts. Sie sollte zusehen, dass sie loskam. Hoffentlich hielt sie der Patient im Verenmoor nicht so lange auf.

Svea schnallte sich an und fuhr los. Kaum war sie auf die Hauptstraße eingebogen, stand sie im Stau; viel Zeit, um permanent auf die Uhr zu sehen. Nur quälend langsam durchquerte sie die Stadt. Stoßstange an Stoßstange reihten sich die Autos aneinander, und immer mal wieder gab es kein Vor und kein Zurück, sodass sie streckenweise zu Fuß weit- aus schneller gewesen wäre. Svea hatte keine Ahnung, was

heute in Bremen los war; alles, was sie wusste, war, dass die Uhr tickte!

Erst als sie Borgfeld erreichte, lichtete sich der Verkehr, und sie konnte endlich aufs Gaspedal treten, was sie etwas entspannte. Es war eine schöne Gegend hier – sehr grün, fast schon dörflich. Svea konnte sich nicht entsinnen, jemals zuvor hier gewesen zu sein, obwohl sie schon ihr Leben lang in Bremen wohnte. Je weiter sie fuhr, desto kleiner wurden die Wege und desto größer die Felder. Irgendwann sah sie deutlich mehr Tiere als Menschen und befuhr nur noch holprige Treckerstraßen mit Tempo vierzig. Währenddessen geschah das, was sie im Grunde immer versuchte zu vermeiden: Svea fragte sich, was sie gleich wohl erwarten würde. Eigentlich hatte sie beschlossen, das nicht mehr zu tun, denn sie wollte nicht voreingenommen sein. Doch mit Sicherheit war auch heute – wie eigentlich jeden Tag – ein Patient dabei, der ihr die Nerven stahl. Für Svea war es zwar ein Rätsel, wie Frau Zwickel es immer gelang, so viele Leute eines Schlagens aufzutun, doch sie schaffte es, und Sveas Überzeugung nach vereinte sie alle mit Absicht auf ihrem Dienstplan!

Als das Navigationsgerät anzeigte, dass sie ihr Ziel in fünfhundert Metern erreichen würde, war sie überzeugt, sich verfahren zu haben. Nur noch vereinzelt standen hier abgelegene Bauernhöfe, eingerahmt von grünen Weiden mit Pferden und Kühen darauf. Dann erklang auch schon die intonationslose Stimme ihres Navis: »Das Ziel liegt auf der linken Seite.«

Sie fuhr auf einen der Höfe und parkte den Wagen unter einer Kastanie. Das unliebsame Knacken der Handbremse passte nicht zu dem idyllischen Bild vor ihr. Hier war alles so still. Kurz schaute sie sich um, ohne auszusteigen. Das Anwesen war gepflegt, hatte Ställe und Weiden drum herum, doch

alles wirkte so, als würde hier schon lange keine Landwirtschaft mehr betrieben.

Svea nahm den Schlüssel mit dem grünen Plastikhänger zur Hand, auf dem *Familie Arndt* stand, und schulterte ihre Tasche. Sie schritt über den Kies, der unter ihren Schuhen knirschte. Sofort stieg ihr der Geruch von frisch gemähtem Rasen, Tieren und dem feuchten Boden in die Nase. In der Nacht musste es hier geregnet haben – anders als in der Neustadt, wo ihre Wohnung lag. Dieser Ort fühlte sich an, als wäre er Welten entfernt.

Eben noch war sie angespannt gewesen und hatte sich von der Uhr getrieben gefühlt, doch die friedliche Umgebung und das erfrischende Oktoberwetter wirkten ohne jedes Zutun beruhigend auf sie. Obwohl sie die Zeit nicht hatte, betrachtete sie eine Weile lang die zahlreichen, wunderschön bepflanzten Blumenkübel vor dem alten Fachwerkhaus. Hortensien, Sonnenblumen, Dahlien und Margeriten blühten hier dicht an dicht und hielten die Regentropfen auf ihren Blättern fest. Am Gebälk des Hauses waren schmiedeeiserne Vorrichtungen für Kletterpflanzen angebracht, und überall dort, wo das überstehende Dach eine Halterung zuließ, befand sich ein Hängekübel mit Männertreu. In einen dieser Kübel hatte sich ein kleiner Ast verirrt. Wahrscheinlich hatte der Wind der Nacht ihn dorthin getrieben. Da sonst alles so perfekt aussah, konnte Svea nicht anders, als ihrem inneren Drang nachzugeben und das Stöckchen zu entfernen. Mit vorsichtigen Fingern entwirrte sie die Pflanzenarme, die das Hölzchen geradezu festzuhalten schienen. Ihr fiel gar nicht auf, dass sie sich unterdessen einem gekippten Fenster nähert hatte. Erst als sie eine Stimme vernahm, blickte sie auf. Svea ließ von dem Blumenkübel ab und horchte.

»... ich werde gleich dort anrufen. Glauben die eigentlich,

wir haben nichts Besseres zu tun, als auf sie zu warten? Eine Frechheit ist das ...«

Ohne nachzudenken, hatte Svea in die Richtung geschaut, aus der die wütende Stimme kam – direkt durch das Fenster in einen Raum, wo ein Mann in einem Krankenbett lag. Vor ihm stand ein deutlich jüngerer Mann und schimpfte. Der Körper des Alten sah eingefallen aus. Sein Gesicht allerdings war grimmig. Die Szenerie hielt Svea kurz gefangen, und als ihr gewahr wurde, was sie gerade tat, war es auch schon zu spät.

Der jüngere Mann ruckte mit dem Kopf in Sveas Richtung. Sein Blick war zuerst verwundert, dann aber sofort sehr ernst. Sichtlich aufgebracht sprang er auf das Fenster zu und riss eine Gardine vor die Scheibe.

Svea murmelte ein leises »Oh, oh. Nicht gut ...« vor sich hin und wandte sich schnell vom Fenster ab. Im nächsten Augenblick wurde die Haustür auch schon aufgerissen. Es war der jüngere Mann. Er war sichtlich erbost.

»Was tun Sie hier auf meinem Hof?«

Noch immer hielt Svea das Stöckchen fest, das ihr aber kaum als Ausrede dienen konnte. »Bitte entschuldigen Sie vielmals. Ich wollte nicht ...«

»... das haben Sie aber«, tadelte er. »Schauen Sie bei jedem einfach so hinein und lauschen? Finden Sie das normal? Wer sind Sie überhaupt?«

»Ich bin Svea Michel.«

Der Mann antwortete zunächst nichts mehr. Noch immer stand er steif im Rahmen der Tür, die dunklen, dichten Augenbrauen eng beieinander, der Blick verschlossen. Er schien nicht zu wissen, mit wem er es zu tun hatte. »Michel ...?«, wiederholte er etwas verwirrt.

In der Hoffnung, neu anfangen zu können, warf Svea

das Stöckchen weg, streckte ihre Hand aus und ging festen Schrittes auf den Mann zu. »Ich bin vom Pflegedienst *Hand in Hand*. Bitte entschuldigen Sie die Verspätung. Der Verkehr war recht dicht ...«

»Wozu, zum Teufel, haben Sie eigentlich einen Schlüssel? Folgen Sie mir«, sagte er nur, ohne die ihm dargebotene Hand zu ergreifen oder auf Sveas Worte einzugehen. »Mein Vater ist im Wohnzimmer.«

Gemeinsam betraten sie eine dieser typisch bäuerlichen Wohnstuben. Schwere Holzmöbel, mit Öl gemalte Landschaftsbilder an den Wänden, altmodische Alpenveilchen auf der Fensterbank. Hier passte alles zusammen – nur eines war nicht stimmig: das moderne Krankenbett in der Mitte des Raums mit dem übergroßen Fernseher davor.

»Hallo«, rief Svea beim Eintreten laut. »Die Pflege ist da. Nicht erschrecken ...!« Zwar wusste sie, dass Herr Arndt ihr kaum würde entgegenkommen können, da er auf den Rollstuhl angewiesen war, doch sie machte sich trotzdem immer auf diese Weise bemerkbar. Svea dachte gar nicht mehr darüber nach. Noch gab es allerdings keine Reaktion von dem alten Mann mit den wirren grauen Haaren. Erst als der Sohn sprach, drehte er langsam den Kopf in ihre Richtung. Sein Blick war unverändert mies gelaunt.

»Vater, die Pflegerin ist da. Tu uns bitte allen einen Gefallen, und mach keinen Ärger.« Dann wandte er Svea den Blick zu. »Brauchen Sie noch was, um Ihre Arbeit zu tun?«

»Nein. Gibt es denn etwas zu beachten?«

»Haben Sie dafür keine Übergabe?«

»Doch, natürlich. Ich dachte nur ...«

»Es gibt nichts Erwähnenswertes«, schloss er streng. »Kommen Sie jetzt alleine klar? Ich habe zu tun. Die Warterei hat mich genug Zeit gekostet.«

»Ich komme klar«, antwortete Svea nur, ernüchert von dem barschen Ton ihres Gegenübers. Hier hatte sie offenbar nicht viel mehr zu erwarten als die allergeringste Form von Höflichkeit. Eigentlich war sie es gewohnt, dass die Angehörigen der Patienten bei der kleinsten Gelegenheit wie ein Wasserfall redeten. Die Belastung und Sorge um ihre Liebsten waren oft so groß, dass sie froh waren, bei jemandem Gehör zu finden. Nicht so dieser Mann.

»Gut. Dann werde ich Sie jetzt allein lassen. Wenn Sie fertig sind, verlassen Sie das Haus bitte leise und unauffällig.«

Wieder wurde Svea an ihren Fehler erinnert. »Noch mal, es tut mir wirklich ...«

»Schon gut. Hören Sie auf, sich zu entschuldigen. Sie sind ja bloß eine Springerkraft, und morgen kommt wahrscheinlich schon jemand anderes. Vielleicht sagen Sie derjenigen gleich, sie soll nicht bei mir durchs Fenster spähen. Dann sind wir quitt. Leben Sie wohl.«

Einen Augenblick später war Svea mit dem alten Mann im Krankenbett allein. Sie wollte die Wut, die sie gegenüber dem unfreundlichen Sohn empfand, nicht auf ihren Patienten übertragen und versuchte, ihm unvoreingenommen zu begegnen. So freundlich wie sie konnte, sagte sie: »Guten Morgen, Herr Arndt. Mein Name ist Schwester Svea. Wir kennen uns noch nicht ...«

»Haben Sie keine Uhr?«

»Doch, natürlich. Ich bin leider in einen Stau geraten. Aber jetzt bin ich ja hier.«

Der Mann schaute wieder zum Fernseher und brummelte irgendwas vor sich hin.

»Gibt es etwas Interessantes im Fernsehen?«, versuchte Svea erneut ein Gespräch zu beginnen, während ihr Blick das Wohnzimmer nach der Patientenmappe durchsuchte.

»Wo ist Schwester Andrea?«, fragte der Mann.

»Sie ist leider krank. Hat Ihnen das niemand erzählt?«

»Nein. In eurem Laden macht jeder scheinbar, was er will.«

»Ist das Ihr Eindruck, Herr Arndt? Das ist schade. Ich kann ...«

»Nur die Rechnungen kommen pünktlich«, unterbrach er sie laut.

Svea versuchte, nicht auf seine bösen Worte einzugehen, auch wenn es ihr zunehmend schwerer fiel. Einzig und allein der Gedanke an Frau Zwickels Vorwürfe, wenn sich ein Patient über sie beschweren würde, hielt sie davon ab, das auszusprechen, was ihr eigentlich auf der Zunge lag. Darum rang sie sich ein Lächeln ab und sagte: »Es tut mir leid, dass Sie unzufrieden sind. Ich kann Ihre Wünsche gerne notieren, wenn wir fertig sind. Aber zunächst wollen wir mal ins Bad. Kommen Sie, ich helfe Ihnen beim Aufstehen.«

»Natürlich helfen Sie mir beim Aufstehen! Wozu sonst sind Sie auch da?«

Was für ein Herzchen, dachte Svea ironisch. Es muss Frau Zwickel eine wahre Freude gewesen sein, mich für diesen Mann einzuteilen! Doch einen erhellenden Gedanken hatte die Sache: Dies war wohl *der eine* Kunde, vor dem es Svea täglich graute. Das hieß, es konnte nur noch besser werden. An dieser Vorstellung hielt sie fest und erledigte ihre Aufgaben, so schnell sie konnte. Am Ende schrieb sie tatsächlich die Wünsche des Patienten auf, von denen einer lautete: *Ich will wieder von Schwester Andrea behandelt werden*, und flüchtete regelrecht in ihr kleines Auto. Hier lehnte sich Svea kurz zurück und schloss die Augen. Ein Luxus, den sie sich nach anstrengenden Kunden gönnte, ganz gleich wie spät sie dran war.

Schnell schaffte sie es, den Ärger hinter sich zu lassen und

nach vorn zu schauen. Ihr nächster Patient wartete schon. Eine Frau: Alheid von Clawen. Welch ein seltsamer Name, fuhr es Svea durch den Kopf, als sie den Wagen Richtung Innenstadt lenkte. Zu ihrem Glück ging die Rückfahrt erstaunlich schnell. Svea holte Zeit auf und fand das Reihenhäus von Frau von Clawen auf Anhieb. Es war winzig – geschätzte sechzig Quadratmeter auf zwei Etagen. Doch gerade weil es so klein war, wirkte es wie eine Puppenstube.

In diesem Moment mochte Svea ihren Job wieder. Herr Arndt war gänzlich abgeschüttelt. Ihre Aufmerksamkeit galt nun allein ihrer nächsten Patientin. Neugierig sah sie sich um. Buchsbäumchen säumten den schmalen Weg zum Eingang. Svea nahm den Schlüssel aus der Tasche. Es war spannend, fremde Türen aufzuschließen und zu sehen, was sich dahinter verbarg.

Wie immer sagte Svea beim Eintreten ihren Spruch: »Hallo! Die Pflege ist da. Nicht erschrecken ...!«

»Ich bin hier hinten«, antwortete jemand. »Einfach geradeaus durch.«

Svea schritt langsam über den langflorigen Teppich und betrachtete dabei die altrosa Tapete. Unverkennbare Schatten ließen keinen Zweifel daran, dass hier vor Kurzem noch viele runde Bilderrahmen gehangen haben mussten. Dann sah sie eine Kiste, in der sich ebendiese befanden. Obwohl sie bereits ahnte, was der Grund für das Abhängen der Bilder war, schaute sie auf die Spalte ihres Dienstplans, über der das Wort *Anmerkungen* stand. Tatsächlich, Frau von Clawen war kurz davor, in ein Pflegeheim umzuziehen.

Svea betrat das Wohnzimmer, wo sie eine Frau auf einem Schaukelstuhl erblickte, die aus dem Fenster sah. Sie trug ein adrett gebügeltes Kleid, dazu ein grob gestricktes Schultertuch, ein seidenes um den Kopf und schneeweiße Häkel-

handschuhe. Das Einzige, worauf sie verzichtet hatte, waren Strumpfhosen. Wohl wegen ihres Beins, das verbunden war. Ihre Körperhaltung sah übermäßig kontrolliert aus, doch ihr Blick war freundlich. Irgendwie wirkte sie auf Svea, als sei sie einer fernen Zeit entsprungen.

»Guten Tag, Frau von Clawen«, sagte sie extra laut. Fast alle ihre Patienten waren schwerhörig, darum hatte sie sich diesen Ton angewöhnt.

»Sie brauchen nicht zu schreien. Ich höre noch sehr gut.«

»Oh, Verzeihung. Dann spreche ich natürlich leiser. Darf ich mich setzen?«

»Aber natürlich. Gern.« Die Frau wies auf einen Stuhl vor sich. »Ich habe es leider nicht geschafft, Kaffee zu kochen. Mein Bein ... heute plagt es mich sehr«, entschuldigte sich die alte Dame.

»Oh, bitte, das müssen Sie doch auch gar nicht. Ich komme ja schließlich, um etwas für Sie zu tun. In meinen Unterlagen steht, dass Sie ein Venenleiden haben und dadurch ein offenes Bein.«

»Ja, das ist richtig. Es ist der linke Unterschenkel.«

Svea nickte. »Darf ich anfangen?«

»Sie dürfen.«

Svea wusste, dass so ein Verbandswechsel schmerzhaft sein konnte, deshalb versuchte sie in solchen Moment stets, ein wenig mit ihren Patienten zu plaudern. »Sie haben wirklich wunderschöne Handschuhe, Frau von Clawen. Sind sie selbst gehäkelt?«

Die Dame schaute auf ihre Hände, die sie in ihrem Schoß übereinandergelegt hatte. Ein leichtes Lächeln umspielte mit einem Mal ihren Mund. »Nun, früher habe ich solche Arbeiten selbst getan. Meine waren noch aufwendiger als diese hier. Sie sind ein Geschenk von einer lieben Freundin.«

Svea war erstaunt darüber, wie klar und deutlich sie sprach und wie verständlich ihre Sätze waren. Das hatte sie nicht erwartet. »Das heißt, jetzt häkeln Sie nicht mehr?«

»Nein«, sagte die Dame fast traurig. »Meine Finger wollen nicht mehr so, wie ich will. Und meine Augen leider auch nicht.«

»Es ist sicher nicht leicht, wenn die Sinne schwinden.«

»Nein, das ist es nicht. Junge Menschen nehmen stets alles für selbstverständlich. Ich war genauso.« Beinahe schuld- bewusst senkte sie den Blick, dann wandte sie sich an Svea. »Oh, verzeihen Sie. Ich wollte Sie nicht beleidigen.«

»Das haben Sie nicht. Ich fasse das als Ratschlag auf und bedanke mich dafür.«

»Sie nehmen den Ratschlag einer alten Frau an, die bald in ein Heim soll?«, fragte sie lächelnd.

»Aber ja, warum denn nicht?«

»Nun, ich bin es wohl nicht gewohnt. Es hören nicht mehr viele Leute auf mich.«

»Wie schade«, antwortete Svea, blickte jedoch absichtlich nicht von dem Verband auf, um nun, wo es galt, die Gaze zu entfernen, keine schmerzhaftige Bewegung zu machen. »Haben Sie denn keinen Mann? Keine Kinder oder Enkel?«

»Nein, niemanden mehr. Diese Zeiten sind lange vorbei.«

Jetzt schaute Svea doch auf.

»Früher, da hatte ich alles, wissen Sie ...«

Svea bekam einen Kloß im Hals. Sie wagte nicht, weiter nachzufragen. Normalerweise war sie stets darum bemüht, die Geschichten ihrer Patienten nicht so nah an sich heranzulassen – aus reinem Selbstschutz –, doch hier und jetzt gelang es ihr nicht. Der Blick der fein gekleideten Frau war nun starr auf das Fenster gerichtet. Scheinbar hatte sie die Frage an etwas erinnert, und auf eine nicht greifbare Art

und Weise spürte Svea, dass diese Erinnerung nicht schön war.

Plötzlich wich die Schwere aus ihrem Blick, und Frau von Clawen fragte Svea: »Glauben Sie an das Leben nach dem Tod?«

Der Themenwechsel kam plötzlich, dennoch nahm Svea ihn an und überlegte kurz. Immer wieder war sie erstaunt darüber, in was für unerwartete Situationen sie ihre unterschiedlichen Patienten brachten. Nach kurzer Bedenkzeit schüttelte sie den Kopf. »Nein, ich glaube nicht daran. Und Sie?«

»Wenn ich es doch nur wüsste. Die Antwort auf diese Frage beschäftigt mich schon sehr lange.«

»Und wenn Sie sich etwas wünschen dürften? Gäbe es dann ein Leben nach dem Tod?«

»Nein. Mein Wunsch wäre, dass alles mit dem Tod endet. Wenn es nach mir geht, möchte ich einfach zu Staub zerfallen, keine Last mehr spüren und keine Bürde mehr tragen.«

Svea glaubte zu verstehen. Viele ihrer Patienten empfanden sich im Alter als Belastung. Doch wem genau meinte Frau von Clawen zur Last zu fallen? Es war ja offenbar keine Familie mehr vorhanden. Svea warnte sich selbst davor, nicht zu sehr in die Geschichte dieser Frau einzusteigen. Das geschah schnell, und es war schwer für die alten Leute, die so viel Zeit hatten, zum Abschluss zu kommen. Oft bedauerte Svea es, dass ihr Zeitplan eine individuellere Betreuung nicht zuließ, aber das war nicht zu ändern. Mit diesen Gedanken im Kopf widmete sie sich wieder voll und ganz dem Bein. »Bitte versuchen Sie jetzt, sich zu entspannen. Denken Sie am besten an etwas Schönes.«

»Oh, das fällt mir leicht«, ließ die Dame Svea wissen. »In meiner Kindheit habe ich immer in dem Garten meiner

Großeltern gespielt. Noch oft denke ich an diese Zeit zurück. Dort war es für mich wie im Paradies.«

Svea bewegte ihre Finger mit Bedacht und freute sich, dass Frau von Clawen sofort eine schöne Erinnerung aufrufen konnte. Genau das war es, was sie hatte bezwecken wollen. »Wie sah der Garten aus? Beschreiben Sie ihn mir?«

»Ich kann es versuchen, aber vermutlich vermische ich mittlerweile Wunschvorstellung und Wahrheit. Damals erschien der Garten mir schier unendlich, aber das ist mit Dingen aus der Kindheit ja oft so. In der Realität war er sicher einfach nur recht weitläufig.«

»Gab es dort viele Blumen?«

»Kaum. Eigentlich war es mehr ein Wald als ein Garten. Blumen fand man nur wenige. Aber überall standen diese wunderschönen Purpurbuchen mit ihren leuchtenden Blättern. Unzählige Stunden lag ich als Kind zwischen den Stämmen und blickte hinauf, wo der Wind das rote Laub bewegte. Noch immer sehe ich diese kräftigen Farben vor mir und rieche den Duft der Bäume. Damals wie heute ist diese Erinnerung das beste Mittel, um mich zu entspannen. Es kommt nicht darauf an, ob der Garten wirklich so gewesen ist oder bloß ähnlich.«

»Das stimmt. Und auf eine Weise ist die Erinnerung ja auch die einzig wahre Realität. Für mich ist er jetzt nämlich genau so, wie Sie ihn beschreiben. Ich sehe ihn vor mir, diesen unendlichen Purpurbuchengarten«, sagte Svea ein bisschen verzaubert von den Bildern in ihrem Kopf. Sie hatte bereits die Hälfte der Binde vom Bein entfernt. Gleich würde der schmerzhaft Teil folgen, wenn sie zu jenem Stück kam, das direkt auf der Haut auflag. Darum sprach sie schnell weiter. »Es gibt eine Purpurbuche im Park in der Neustadt, wo ich wohne. Ich komme immer beim Joggen an ihr vorbei.

Gerade in dieser Jahreszeit haben diese Bäume tatsächlich einen gewissen Zauber.«

»Das ist das richtige Wort, Frau Michel.« Frau von Clawen presste kurz die Lippen aufeinander und hielt einen Moment lang inne. Diese winzige Geste blieb allerdings das einzige Anzeichen für ihren Schmerz, und sie verschwand so schnell, wie sie gekommen war. »Als Kind war ich überzeugt davon, die Blätter würden nur deshalb rot werden, da die Bäume magische Kräfte besaßen. Es hat mich so sehr fasziniert, dass ich es insgeheim auch noch als junge Frau geglaubt habe – natürlich ohne es jemandem zu erzählen.« Sie lachte über ihre Naivität von damals.

»Man hört die Liebe zu diesem Garten aus Ihren Worten heraus.«

»Liebe ...«, wiederholte sie leise. »Dieses Wort habe ich lange nicht gebraucht.«

Ein Moment verging, ohne dass eine der beiden sprach. Frau von Clawens kleine, wimpernlose Augen wirkten mit einem Mal glasig. Svea war der Meinung, dass sie das eben schon gewesen waren, und doch schien es beinahe so, als seien es aufkommende Tränen. Svea war froh, dass die Gaze nun vollständig entfernt war, und machte sich daran, die offene Wunde zu versorgen.

Nach kurzem Schweigen fragte Alheid von Clawen: »Sind Sie verheiratet?«

»Nein.«

»Verliebt?«

»Ja«, gab Svea wahrheitsgemäß zurück. In diesem Moment fühlte sie die gemusterte Oberfläche eines der feinen Handschuhe auf ihrer Wange. Alles Unverbindliche war plötzlich aus dem Blick der alten Dame gewichen.

»Ich gebe Ihnen noch einen Rat: Mit der Liebe ist es wie

mit der Purpurbuche. Die kräftige rote Farbe ist vergänglich. Sie verblasst im Herbst und wird erst orange und dann hässlich braun. Schaut man auf den Ursprung des Baums, so erfährt man, dass dieser nur eine Mutation ist. Etwas, das es eigentlich gar nicht geben dürfte, das aber trotzdem da ist und dessen Schönheit uns so blendet, dass uns die Herkunft egal ist. Vergessen Sie das nicht.«

Frau von Clawen zog ihre Hand wieder zurück und schien augenblicklich in ihre eigene Welt zu verschwinden. Beinahe war es, als hätte sie die Worte eben gar nicht gesagt.

In Sveas Kopf jedoch hallten sie nach. Sie wusste nicht, was sie erwidern sollte. Weder etwas Bedeutungsschweres noch etwas Belangloses fiel ihr ein. Das stumme Starren der Frau stand in einem so starken Kontrast zu dem Moment davor, dass Svea überzeugt war, es habe keinen Sinn mehr, weiter nachzufragen. So machte sie sich, tief berührt, daran, den Verband zu erneuern. Nach getaner Arbeit erhob sie sich. »Ich bin jetzt fertig, Frau von Clawen. Ich hoffe, Sie sind zufrieden mit mir.«

Die Dame nickte. »Ja, sehr sogar.«

»Wie schön«, freute sich Svea. »Dann werde ich jetzt gehen. Ich weiß leider nicht, ob wir uns noch mal wiedersehen, bevor Sie ins Heim umziehen, deshalb wünsche ich Ihnen schon mal alles Gute für die Zukunft.«

Abermals ein Nicken. »Meine Zukunft ist nicht mehr lang.«

»Da bist du ja.« Marcs Stimme klang reserviert, als er seine Mutter vor dem feinen Restaurant traf, in dem er mit Svea verabredet war.

»Hallo, mein Sohn. Ich danke dir, dass du mich heute dabei haben willst. Das bedeutet mir viel.«



Joël Tan

Im Schatten der Purpurbuche

Roman

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 480 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-7341-0117-5

Blanvalet

Erscheinungstermin: Juni 2015

Zwei Liebende auf ewig verbunden durch längst vergessene Zeiten ...

Treue Freunde. Ein umwerfender Verlobter. Eine grausame Chefin. Das ist Sveas Leben. Jedenfalls bis zu dem Tag, an dem ihre beste Freundin Tilli sie zum Handlesen und Loseziehen auf dem Bremer Freimarkt überredet. Svea zieht den dubiosen Hauptgewinn: Eine Reise in die Vergangenheit in ein früheres Leben. Obwohl sie schwört, das Los niemals einzulösen, kommt alles anders. Eines Tages geht sie das Wagnis ein und wird überrascht: Sie sieht mittelalterliche Orte, ein Verbrechen und einen ihr fremden Mann, für den sie dennoch starke Gefühle hegt. Svea hat keine Ahnung, dass ihr Leben nie wieder sein wird wie zuvor ...